



Karsten Kruschel
 »Galdäa.
 Der ungeschlagene Krieg«
 Wurdack, 2011, 446 Seiten
 ISBN 978-3-938065-72-3

Rezension

Der deutsche Science-Fiction-Preis ist der einzige dotierte Genrepreis in Deutschland und damit sicherlich für die Autoren auch der interessanteste. Karsten Kruschel ist mit seinem Romanzweiteiler »Vilm« Preisträger des Jahres 2010 und macht damit aufmerksam auf seinen neuesten Roman »Galdäa«, mit dem er sich fernab der verschollenen Siedler von Vilm den Ereignissen im zivilisatorischen Zentrum seiner Weltenschöpfung widmet.

Auf Penta V, der Universitätswelt der menschlichen Zivilisation, übernimmt ein Student eine scheinbar uninteressante Abschlussarbeit, die ihn mit einem unbedeutenden Krieg mit der wenig bekannten Welt Galdäa konfrontiert. Von einem unerklärlichen Eifer gepackt, dringt er mit seinen Nachforschungen in die Details des Krieges vor und entdeckt Ungeheimheiten, eine beängstigende Anhäufung von logistischen und administrativen Fehlern und ein Komplott des Flottenkommandos zur Vertuschung der folgenden brutalen Ereignisse, mit denen man das außer Kontrolle geratene Projekt auf Galdäa in einen vorindustriellen Zustand zurück zu bomben versuchte. Mit von der Partie ist eine mächtige Gruppierung, die als die Goldenen bekannt sind und in ein missbräuchliches Projekt auf Galdäa verstrickt sind, während sie selbst nur Handlanger einer unbegreiflichen übergeordneten Macht zu sein scheinen.

Schnell zerfasert die Erzählung und betrachtet in wechselnder Kapitelfolge die Protagonisten, deren unterschiedliche Erlebnisse langsam ein schlüssiges Bild formen – nicht nur vom Thema des Romans, sondern auch mit Nuancen und Bemerkungen gezielt die Zustände, Machtverhältnisse und Geschichte des kruschelschen Weltentwurfs einflechtend. Hier gibt es also wieder eine von Menschen besiedelte Sphäre, während die Erde selbst unter Quarantäne zu stehen scheint. Es gibt genetisch angepasste Menschen mit den unterschiedlichsten Geschichten, die mal geheimnisvoller, mal beinahe komisch ein großes Spektrum an Welten, Menschen und Eigenarten als Grundierung für den Roman schaffen und mit Sicherheit Ausgangssituation für viele noch unerzählte Geschichten sein können.

Aber um die Streifzüge durch den Weltentwurf geht es nur indirekt; sie machen das Bild plastisch und fügen dort, wo die Handlung realistische Züge bekommt, das Charisma einer faszinierenden Komposition hinzu. Als Ansatz für die Handlung dient das plötzliche Interesse des Studenten am galdäischen Krieg. Dadurch entsteht ein unsagbares Chaos in der Datensphäre der Welten, das langsam die Ignoranz der Öffentlichkeit untergräbt. Gleichzeitig entflieht eine Galdani aus einer Versuchsklinik und ruft die Eliteagenten des Flottenkomman-

dos auf den Plan, weil diese Flucht unabsehbare Folgen haben könnte. Und ein Musiker mit unstillbarer Sehnsucht nach Galdäa wird in diesen militärischen Konflikt verwickelt, als er der Galdani über die ersten Hürden nach ihrer Flucht hilft.

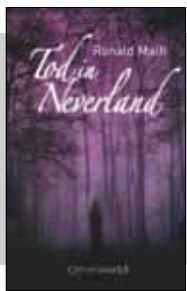
Ein interessanter Aspekt ist die gespaltene Persönlichkeit der Galdani, die dadurch und durch spezielle körperliche Fähigkeiten zu einer Gefahr für das System wird. Kruschel scheint selbst überrascht zu sein, als sich ihre Tarnidentitäten derart manifestieren, dass sie neben den ursprünglichen Charakteren der Galdani selbstständig werden und sogar in ihre inneren Auseinandersetzungen eingreifen. Sie leidet schließlich unter der Furcht, ihre zu tarnzwecken reduzierten und getrennten Geiste nicht mehr zur Vollständigkeit einer echten Galdani vereinigen zu können oder sich gänzlich in einer einzelnen dieser Manifestationen zu verlieren.

Nebenbei sorgt diese Galdani für den emotionalen Bereich der Erzählung. Zwar haben die anderen Protagonisten auch irgendwelche Arten von Beziehungen oder Ängsten, doch in keiner Seele findet sich die Zwiespältigkeit dieser Frau, die einerseits kühl ist und – kontrolliert von einem Aspekt ihres Ichs – analysiert, sich und ihren Körper zu Überlebenszwecken auch der kontrollierten Vergewaltigung unterwirft, mit der sie sich ihren Macho hörig macht und ihre Freiheit und das Überleben sichert, andererseits aber die Ängste um ihre Freunde verarbeiten muss und sich an die Menschen ihrer Umgebung gewöhnt, ihnen nachtrauert und mehr am Sex empfindet als bloßes Kalkül.

Was anfangs – gerade durch Aspekte wie die übermenschlichen Fähigkeiten der Galdani oder die unbeeinflussbaren Bauten auf Galdäa – wie eine Fährte in die kosmischen Geheimnisse wirkt, verläuft konzentrisch auf einen relativ menschlichen Punkt zu und entwickelt sich zu einer intriganten Verschwörungsgeschichte von Machtmissbrauch, Vertuschung unmenschlicher Gewalttaten und genetischer Manipulation. Dass sich hinter der Auflösung dann doch noch ein größerer und unbeschreiblicher Auftraggeber verbirgt, rettet die Geschichte vom einfachen Verschwörungsthiller in die Spielwelt kosmischer Mächte, die auch bei Kruschel wieder ihre Gleichgültigkeit nach menschlichen Maßstäben unter Beweis stellen. Der Roman funktioniert allerdings auch ohne diese Seite, ja, man kann sogar den Eindruck gewinnen, mit dem Kapitel um Tasso Sanderstorm und dem Schlusskapitel hätte Kruschel einen künstlichen Stempel von höherer Macht auf seine Erzählung gedrückt, die derlei nicht bedurft hätte. Hierin verdeutlicht sich die Verschmelzung zweier unterschiedlicher Kurzgeschichten in einem Roman, der nicht auf einen Aspekt verzichten wollte.

»Galdäa. Der ungeschlagene Krieg« hebt sich durch den sparsamen kruschelschen Stil aus der Masse hervor und fasziniert mit seinen Schöpfungen weltlicher, technischer und menschlicher Bilder, die sich live und in Farbe vor dem Leserauge ausbreiten. Kruschel ist die Entdeckung unter der deutschen Science-Fiction-Sonne. Die Lektüre seiner Romane ist unbeschreiblich wie der Blick über die Schulter eines Malers, der mit wenigen Strichen die gesamte Komplexität seines Motivs zu erfassen vermag.

Tobias Schäfer



Ronald Malfi
 »Tod in Neverland«
 Übersetzt von Michael Krug
 Otherworld Verlag, 2011,
 509 Seiten
 ISBN 978-3800095377

Rezension

Im Zentrum des Romans steht Kelly Rich, eine junge Frau, geschieden, die sich mit Gelegenheitsjobs in Manhattan über Wasser hält. Als sie die Nachricht erreicht, dass

ihre Schwester Becky bei einem Angriff fast getötet wurde, beschließt sie, nach langer Zeit in ihr Elternhaus zurückzukehren. Und damit kommen auch die düsteren Erinnerungen wieder, die Kelly mit dem unheimlichen Haus verbindet. Als Jugendliche war sie für drei Jahre in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen worden, bevor sie mit achtzehn die Klinik verließ und jeden Kontakt mit Eltern oder der Schwester abbrach. Seltsamerweise aber kann sie sich nicht daran erinnern, wie es zu ihrer damaligen Einweisung kam.

Als Kelly in Spire eintrifft, erfährt sie, dass Becky seit dem Überfall das Bewusstsein verloren hat. Bereits am ersten Tag ihres Besuchs tauchen Polizisten auf, um sie zu verhören. Zu ihrer grenzenlosen Verwunderung muss Kelly erfahren, dass ihre Schwester offenbar ein Tagebuch führte, in dem sie davon

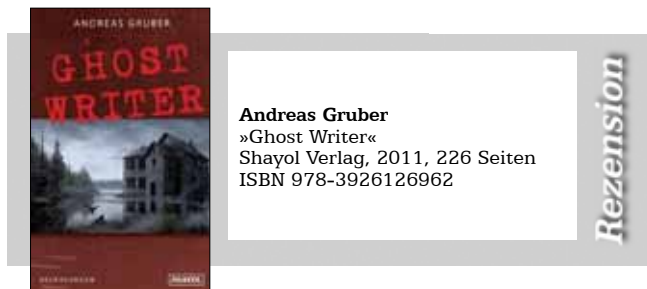
erzählte, über die letzten Monate hinweg fast täglich mit Kelly gesprochen zu haben. Tatsächlich aber hatten die beiden Schwestern seit über sechs Jahren kein Wort mehr miteinander gewechselt. Ist es denkbar, dass Becky dazu in der Lage ist, unbemerkt in Kellys Bewusstsein zu dringen?

Während Kelly die Geister der Vergangenheit in ihr Gedächtnis ruft, erinnert sie sich daran, selbst über »sonderbare« Fähigkeiten verfügt zu haben. In ihrer Jugend hatte sie sich einen imaginären Freund erschaffen, einen Jungen, den sie Simon Simple taufte. In den angrenzenden Wäldern von Spires erlebte sie mit Simon aufregende Abenteuer. Anfangs war Simon nur eine Stimme, ein Schemen, bis er nach und nach immer realer wurde. Als Kelly jedoch ihren ersten wirklichen Freund Gabriel kennen lernte, vergaß sie ihre Traumschöpfung. Doch Simon vergaß sie nicht und entwickelte sich auf unheimliche Weise weiter.

Ronald Malfi ist ein in Deutschland noch unbekannter amerikanischer Phantastikautor, der mit »Tod in Neverland« eine

gelungene Mixtur aus Psychogramm und Geistergeschichte vorlegt. Ganz behäbig und fast schon in klassischer Manier enthüllt Malfi nach und nach das Unheimliche, das Bedrohliche, das jenseits unserer Wirklichkeit zu existieren scheint. Wenn er auch die physischen Auswirkungen der Flashbacks seiner Hauptperson etwas zu häufig und in immer wiederkehrender Form schildert und an manchen Stellen vielleicht gar zu mäandernd- verhalten schreibt, erkennt man zweifelsfrei, dass dieser Autor erzählen kann. Angesichts mancher überbordender Gewaltexzesse in diversen Horror-Romanen findet der Leser hier eine angenehme Abwechslung, die weniger auf Abscheu oder Ekel, sondern mehr auf Angst und Grauen setzt. »Tod in Neverland« ist eine durchaus interessante Mischung aus Holdstocks »Mythenwald« und Kings »Carrie«, wenn auch mit einigen Längen versehen.

Andreas Wolf



Andreas Gruber
»Ghost Writer«
Shayol Verlag, 2011, 226 Seiten
ISBN 978-3926126962

Rezension

Endlich gibt es wieder eine Erzählung vom österreichischen Horror- und Thriller-Autor Andreas Gruber. Da trübt es die Freude nur gering, dass sich bei den hier versammelten Storys nur eine einzige Erstveröffentlichung (»Der Puppenmacher von Leipzig«) findet. Viele der Kurzgeschichten waren in Anthologien und Magazinen vertreten, die heute jedoch nicht mehr auf dem Markt sind.

Was bietet die Sammlung? Zwanzig Erzählungen, mal schwarz-humorisch, mal düster-phantastisch, mal bizarr, mal sehr kurz und pointiert, dann auch wieder umfangreicher und intensiver. Und hier fällt dem Leser sogleich auf, dass Gruber eigentlich ein Autor der längeren Erzählform ist. Er benötigt Raum, damit sich seine Charaktere und die Atmosphäre richtig entwickeln können. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass vor allem die umfangreicheren Erzählungen wie »Die lebenden Bücher von Arkham« oder »Medusa« den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen.

In »Medusa« z. B. kombiniert Gruber geschickt antike Mythen mit Sachverhalten der Gegenwart, um daraus ein beunruhigendes, erschreckendes Szenario zu entwickeln. In »Die lebenden Bücher von Arkham« erhält der Ich-Erzähler

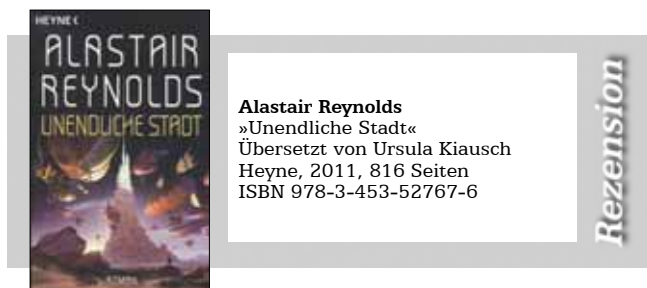
den Auftrag, die Echtheit einiger wertvoller Bücher eines sehr kleinen aber besonderen Verlages im Städtchen Arkham zu bestätigen. Bei einem vorangegangenen Versuch verschwanden bereits ein Notar und ein Detektiv spurlos. In den tiefen Kellern des Lagers stoßen die Männer schließlich auf ein düsteres Geheimnis. Eine sehr gelungene Hommage an Lovecraft.

Zuweilen gelingt es Gruber aber auch auf nur wenigen Seiten, eine dichte Atmosphäre zu erzeugen, wie etwa in »Tief unten in Dudewater, Louisiana«: Ein Ehepaar zieht von New Orleans in ein kleines Nest in den Sümpfen, um der Natur nahe zu sein. Ihr einziger Nachbar ist ein verschrobener Maler, der seine Zeit damit zu verbringen scheint, Waschbären Football beizubringen. Als die Frau jedoch an Krebs erkrankt, sucht der Ehemann bei dem Maler um Hilfe, denn er scheint über besondere Heilkräfte zu verfügen. Der Leser spürt regelrecht das brütende, feuchte Klima der Sümpfe, in das sich ganz allmählich das Phantastische einschleicht.

Einzig überraschend, ja etwas verstörend, liest sich »Bianca Monroe« - und das liegt weniger an der eigentlichen Handlung, sondern daran, dass die Story wie eine Kurzfassung des Romans »Shutter Island« von Dennis Lehane wirkt. Da Lehane Buch 2003 erschien, Grubers Geschichte dagegen erst vier Jahre später, dürfte auch klar sein, wer wen beeinflusst hat. Alles nur ein unglaublicher Zufall? Seltsam ist die Sache auf jeden Fall.

»Ghost Writer« ist eine gelungene, lesenswerte Sammlung moderner Horror- und Phantastik- Stories, die vielleicht nicht gerade »das Rad neu erfinden«, doch beredt Zeugnis davon ablegen, dass es eben auch im deutschsprachigen Gebiet gute Autoren der unheimlichen Phantastik gibt. Andreas Gruber ist einer von ihnen.

Andreas Wolf



Alastair Reynolds
»Unendliche Stadt«
Übersetzt von Ursula Kiausch
Heyne, 2011, 816 Seiten
ISBN 978-3-453-52767-6

Rezension

Wie wir alle aus den aktuellen TV-Serien wissen, ist die Position eines Autopsie-Arzt eine der Schlüsselstellungen der modernen Zivilisation. So nimmt es denn auch nicht Wunder, dass sich Doktor Quillon in Neon Heights genau diesen Job ausgesucht hat. Schließlich ist er ein genveränderter Engel, der die Menschen in diesem speziellen Stadtteil von Spearpoint ausspähen soll.

Was hier noch etwas konfus klingt, entwickelt sich in »Unendliche Stadt«, Alastair Reynolds' neuestem Roman, schnell und

unkompliziert zu einer spannenden Science-Fiction-Geschichte mit jeder Menge Anknüpfungspunkten zur Schauerliteratur, zu Religion, Krimi, Western und Horrorstory. Angelpunkt und unübersehbares Zentrum des Romans ist die Megastadt Spearpoint, angelegt als vertikale Metropole, die von der Basis bis zu ihrer Spitze in den »Himmlichen Höhen« bewohnt ist.

Aufgrund besonderer Umstände (ferne Zukunft, einzige Stadt der Erde, sich verändernde »Zonen«, in denen nur angepasste Wesen überleben können) hat sich in den ringförmig um die Basis angelegten Stadtteilen jeweils eine eigenständige Zivilisation entwickelt. So verfügt man bei den Engeln, die natürlich ganz oben »wohnen«, über eine extrem weit entwickelte Hochtechnologie, die jedoch in den tieferen Zonen nicht mehr funktionsfähig ist. In Neon Heights befindet man sich technisch etwa auf der Stufe des zwanzigsten Jahrhunderts, während sich die Menschen am Fuße der Stadt mit den primitiven Gerätschaften des frühen neunzehnten Jahrhunderts am Leben erhalten müssen. Für die jeweiligen Bewohner dieser Zonen ist es zudem praktisch unmöglich, in tieferen oder höheren Regionen Spearpoints dauerhaft zu überleben.

Als Dr. Quillon den Leichnam eines abgestürzten Engels zur Autopsie erhält, beginnen bei ihm alle Alarmglocken zu läuten. Erschaffen, um die niedrigeren Regionen zu infiltrieren, hat er sich inzwischen in Neon Heights etabliert, jeden Kontakt zu seinen Auftraggebern abgebrochen und den Versuch unternommen, ein »normales« Leben zu führen. Das Auftauchen des Engels sagt ihm jedoch, dass es nötig ist, für einige Zeit aus Spearpoint zu verschwinden.

Geführt von der Söldnerin Meroka begibt sich Quillon auf den gefährlichen Weg nach unten und hinaus aus der Stadt. Bereits auf ihrer ersten Etappe zeigt sich jedoch, dass Quillons Ex-Auftraggeber nicht gewillt sind, ihn einfach ziehen zu lassen ... Reynolds erzählt die Geschichte von Quillons Reise, die ihn nach unzähligen Abenteuern im Umland von Spearpoint doch nur wieder nach Neon Heights führt, mit einer bewusst angelegten Ruhe und Ausführlichkeit, die stark an die umfangreichen Großstadtromane eines Charles Dickens oder Eugene Sue erinnern. (Ich hätte das Buch hier auch mit dem bei modernen

High-Fantasy-Romanen üblichen Stil der ausführlichen Personen- und Reisebeschreibungen vergleichen können, aber Dickens klingt einfach besser und kam mir bei der Lektüre auch eher in den Sinn.)

Die Vielzahl an handelnden Personen und die sehr differenziert geschilderten Milieus, in die es Quillon und Meroka verschlägt, ergeben einen bunten Erzählreigen, für den die über 800 Seiten fast noch zu wenig sind, und so wird es wohl kaum jemanden wirklich verwundern, dass am Ende von »Unendliche Stadt« noch ein paar Rätsel ungelöst sind und neue Abenteuer darauf warten, bestanden zu werden.

Herrlich altmodische Unterhaltung, die sich abseits hält von modischen Hektik und Kürze – ein idealer Ferienschmöker für den nächsten Sommer mit seinen endlosen Strandtagen (ebenso wie für die unweigerlich folgenden langen und dunklen Winterabende).

Regnier Le Dyckt



China Miéville
 »Die Stadt & Die Stadt«
 Übersetzt von Eva Bauche-Eppers
 Bastei Lübbe, 2010, 430 Seiten
 ISBN 978-3-404-24393-8

Rezension

China Miéville ist ein begnadeter Sänger des Großstadt-blues. In den meisten seiner bisherigen Romane steht eine Megapolis im mehr oder weniger geheimen Zentrum der Erzählung, wie etwa New Crobuzon (auf Bas-Lag) oder London (Planet Erde).

Gleichzeitig gehört er zu den Gegenwartsautoren mit den kompliziertesten und komplexesten Plots, die er in einer ausgefeilten, an die Grenzen der Grammatik und Metaphorik gehenden Sprache niederschreibt. Sein Stil ist ausgereift, seine Lust an Neologismen unbändig – und seine Fähigkeit, seine Leser in diesen Wortstrudel mitzureißen, schier unbegrenzt. Diese Qualitäten für die deutsche Leserschaft nachvollziehbar gemacht zu haben, ist das eindeutige Verdienst von Eva Bauche-Eppers. Nur wenigen Genreautoren ist es vergönnt, eine solche Übersetzerin ihr »Eigen« nennen zu dürfen. Ihren Fähigkeiten ist es zu danken, dass man das neue Buch von Miéville aufschlägt und sogleich »seine Stimme« vernimmt. Mit leichter Überraschung nimmt man zur Kenntnis, dass »Die Stadt & Die Stadt«, oberflächlich betrachtet, als ein »ganz normaler« Kriminalroman daher kommt, mit einem Mordfall und einem Polizisten, der ihn klären soll, angesiedelt in der Gegenwart einer fiktiven osteuropäischen Stadt. Der Eindruck des »Einfachen« oder »Normalen« hält allerdings nicht lange an, genauer gesagt: bis zum Ende des ersten, recht kurzen Kapitels. Als in Beszel die Leiche einer ermordeten Frau gefunden wird, übernimmt der erfahrene Inspektor Tyador Borlú die Ermittlungen. Seinem Instinkt folgend, holt er sich die erfrischend eigensinnige Streifenpolizistin Lizbyet Corwi ins Team, die ihm schon früher mit ihren unkonventionellen Ideen weitergeholfen hat.

Während die Ermittlungen ihren Gang gehen, die üblichen Verdächtigen befragt werden, die junge Frau schließlich als amerikanische Archäologin identifiziert wird und die Suche nach dem Täter (und dem Motiv) beginnt, tauchen wir immer tiefer in die verwirrenden Besonderheiten von Beszel ein.

Über weite Strecken teilt sich das altmodisch-heruntergekommene, in großen Bereichen schmutzig-graue Beszel das Stadtgebiet nämlich mit Ul Qoma, einer modernen, farbenfrohen Großstadt. Allerdings ist es den Bürgern beider Städte unter Androhung von Strafe verboten, die jeweils andere (inklusive ihrer Menschen, Tiere und Fahrzeuge) wahrzunehmen. Dafür hat man sogar ein eigenes Wort geprägt: »Nichtsehen«.

Von klein auf lernen die Kinder, diesem Gesetz zu folgen.

Solange sie noch unter zwölf sind, schaut man einigermaßen großzügig über »Grenzverletzungen« hinweg, danach jedoch werden die Strafen immer drastischer. Schließlich ist das Nichtsehen in Fleisch und Blut übergegangen und man arrangiert sich – zum Beispiel indem man sich automatisch (und ohne sich zu »sehen«) aus dem Weg geht, wenn man auf der Straße oder einem Platz einem Menschen der jeweils anderen Stadt »begegnet«.

Kommt es doch einmal dazu, dass Ereignisse aus Ul Qoma sich auf Beszel auswirken (zum Beispiel Verkehrsunfälle) oder ein Bürger bewusst einen »Grenzbruch« begeht, greift als dritte Instanz die »Ahndung« ein, bestraft die »Täter« und stellt die Ordnung wieder her. Diese geheimnisumwitterte, allmächtige Behörde steht außerhalb der Zuständigkeit beider Städte und verfolgt eigene, unbekannte Ziele.

Als Borlú und Corwi zu dem Schluss gelangen, dass die Ermordete offenbar in Ul Qoma getötet und schließlich nach Beszel gebracht wurde, melden sie diesen eindeutigen Fall von Grenzbruch den zuständigen Stellen. Allerdings zeigt sich schnell, dass es gerade politische Verwerfungen in der Stadtregierung gibt, die eine Übergabe des Falls an »Ahndung« erschweren. Nicht ganz unglücklich über diese Verzögerung, macht sich Borlú daran, den Fall (mit einer Ausnahmegenehmigung) in Ul Qoma selbst weiter zu verfolgen.

Die sich daraus ergebenden psychologischen Besonderheiten (Borlú muss, da er jetzt in der Parallel-Stadt Ul Qoma ist, das Nichtsehen auf Bewohner und Gebäude seiner Heimatstadt Beszel anwenden) gehören zum Faszinierendsten, das die phantastische Literatur seit Jahren zu bieten hatte. Unbeirrt verfolgt der Inspektor sein Ziel, deckt die Zusammenhänge auf, die zum Tod der Archäologin führten, stochert in der Geschichte der beiden Städte und bringt schließlich einige Dinge zum Vorschein, die nicht nur den Herrschenden von Beszel und Ul Qoma unangenehm sind, sondern auch »Ahndung« auf den Plan rufen. Als Borlú dann auch noch von der Theorie erfährt, dass sich auf dem Gebiet der beiden Städte eine weitere, dritte Stadt befinden könnte, werfen die daraus folgenden Implikationen ungeahnte Schwierigkeiten auf.

Während andere Schriftsteller in die fernste Zukunft reisen, den unendlichen Weltraum durchstreifen oder von den neuesten Entwicklungen der theoretischen Physik und anderer Naturwissenschaften berichten, hat China Miéville seine Geschichte in einem Hier und Heute platziert, das mindesten ebenso utopisch-phantastisch anmutet, wie in einer Erzählung über die gefährvolle Reise durch den Weltraum zu einem weit entfernten, unbekanntem Planeten.

Indem die Leser Inspektor Borlú bei seinen Ermittlungen verfolgen, verdichten sich für sie die Hinweise, dass »Die Stadt & Die Stadt« auch eine gigantische Metapher dafür sein könnte, was Menschen in Extremsituationen (wie zum Beispiel in den ethnisch und religiös »geteilten« Städten des ehemaligen Jugoslawien, in denen allmächtig-machtlose UN-»Schutztruppen« als »Beobachter« fungieren) einander anzutun in der Lage sind – indem sie sich »Nichtsehen«.

Insofern ist »Die Stadt & Die Stadt« wohl Miévilles bisher düsterstes Buch, ein Abgesang auf die menschliche Vernunft und ein Großstadtblues, dessen Wurzeln tief zurück reichen in die Literaturgeschichte (Alfred Kubin und Bruno Schulz stehen ebenso prominent in Miévilles Danksagung wie Franz Kafka und Raymond Chandler) und die Geschichte der Urbanisierung unserer Welt.

Wie alle große Kunst erklärt dieser Roman nichts – und zeigt doch alles. Wer Augen hat zu sehen, der sollte gefälligst hinsehen!

Horst Illmer



Justin Cronin
 »Der Übergang«
 Übersetzt von Rainer Schmidt
 Goldmann Verlag, 2010,
 1012 Seiten
 ISBN-13 978-3442311705

Rezension

Um kaum ein Buch wurde zuletzt ein derartiger »Hype« aufgebaut als bei Cronins Mammut-Wälzer »Der Übergang«. Hauptperson, oder besser: eine der vielen Hauptpersonen des Romans ist ein kleines Mädchen namens Amy Harper Bellafonte. Mit sechs Jahren wird Amy von ihrer Mutter unter einem Vorwand in einem Konvent abgegeben, worauf hin sich eine der Schwestern des Kindes annimmt. Doch das Mädchen wird gesucht. Nur wenig später tauchen zwei Männer im Kloster auf; sie behaupten, sie müssten Amy wegen eines Zeugenschutzprogramms in Sicherheit bringen. Tatsächlich aber sind die beiden Agenten wegen eines geheimen Militärprojekts unterwegs: Jeder, der Kontakt mit Amy hatte, schwebt in Lebensgefahr.

Das Projekt, das sich NOAH nennt, wurde meist an zum Tode verurteilten Verbrechern getestet. Diejenigen, die nicht sofort starben, veränderten sich zu tierartigen Bestien. Eigentlich wollte man erforschen, ob es möglich sei, mit nur einem Virus alle bekannten Krankheiten zu bekämpfen, vielleicht sogar den Tod selbst. Amy scheint die erste Probandin zu sein, bei dem das Präparat wirkt. Als das Mädchen zum Stützpunkt gebracht wird, bricht das Chaos aus. Es gelingt den noch lebenden Versuchspersonen, dem Sicherheitstrakt zu entkommen; dabei hinterlassen sie eine blutige Spur der Verwüstung. Nur mit Mühe gelingt es einem der Agenten, zusammen mit Amy nach Oregon zu fliehen, wo sie sich in einer einsamen Hütte in den Wäldern verstecken. Viele Wochen später erfahren sie aus einer alten Zeitung, dass in Colorado ein gefährlicher Virus ausgebrochen sei, der tausende von Opfern gefordert habe. Die Regierung hat den Ausnahmezustand erklärt. Kurze Zeit später sind Millionen von Toten zu beklagen und Unzählige infiziert. Da viele der Befallenen zu gewalttätigen, blutgerigen fast unsterblichen Monstern mutieren, spricht man schon vom »Vampir-Virus«. Auf dem nordamerikanischen Kontinent herrschen bürgerkriegsähnliche Zustände, aber auch in anderen Teilen der Welt, die noch nicht vom Virus betroffen sind, zei-

gen sich Ansätze von Terror und Vandalismus. Nur etwa zehn Prozent überleben das Fieber, doch allein in den USA verbleiben so vierzig Millionen blutgerige, unsterbliche »Virals« oder »Jumper«, wie man die mutierten Wesen nennt. Die wenigen nicht infizierten Überlebenden verschanzen sich in Festungen. Hundert Jahre vergehen als eines Tages plötzlich ein junges Mädchen in einer der Festungen auftaucht. Lange Zeit bleibt es ein Rätsel, wie es das Kind unbeschadet durch die Reihen der Virals geschafft hat, denn das Mädchen spricht kein Wort. Dafür entdeckt man in ihrem Nacken einen Sender, der noch immer mit einem Empfänger irgendwo in Colorado kommuniziert. Gibt es dort etwa noch andere Überlebende? Eine kleine Gruppe beschließt, zusammen mit dem geheimnisvollen Mädchen den gefährlichen Weg nach Colorado anzutreten.

Justin Cronins Roman ist irgendwann in der nahen Zukunft angesiedelt und springt dann unvermittelt hundert Jahre nach vorne. Was wie ein SF-/Horror-Thriller à la »Feuerkind« beginnt, wandelt sich urplötzlich in eine seltsame Melange aus »Ich bin Legende« und »Mad Max 3«. Neben der mehr als ausufernden Handlung, die sich über 1021 Seiten erstreckt, ist dies das größte Manko des Buches. Es erfolgt ein Handlungs- und Stilbruch, der nur sehr schwer zu verdauen ist. Cronin kann schreiben, gar keine Frage, seine Charaktere sind komplex und dreidimensional, doch weniger wäre in diesem Fall eindeutig mehr gewesen. Es kostet nämlich einige Mühe, sich durch die vielen Seiten zu kämpfen, und wenn der Leser dies bemerkt, ist das nie ein gutes Zeichen. Ein weiterer Kritikpunkt ist der permanente Einsatz bereits vertrauter Versatzstücke. Deutlich intensiver noch als Stephen King bedient sich Cronin nach Herzenslust bei nahezu allen bekannten Medien im Bereich Film oder Literatur. »Dawn of the Dead« und »28 Days Later« werden genauso zitiert wie »Das letzte Gefecht« oder der Klassiker »Die Zeitmaschine«. Natürlich sind Anspielungen und Zitate durchaus legitim, gerade im Bereich der phantastischen Literatur, Cronin überspannt allerdings den Bogen und entwickelt daraus keine wirklich neue Kreation.

Stephen King kann tolle Bücher schreiben, doch seine Blurbs sind nur mit Vorsicht zu genießen. Hier ist es nicht anders: »Lesen Sie dieses Buch, und die Welt, wie Sie sie kennen, wird es nicht mehr geben.« Blödsinn. Was Cronin hier erzählt, hat es schon in Dutzenden von Variationen gegeben – und durchaus packender präsentiert! Ich bin jedenfalls nicht auf die geplanten zwei (!) Fortsetzungsbände gespannt.

Andreas Wolf